

Christine Cazon

Zwischen Boule und Bettenmachen

Mein Leben in einem
südfranzösischen Dorf

Kiepenheuer
& Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

© 2009, 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotiv: © Getty Images/fhm/Moment

Alle verwendeten Fotos stammen aus
dem Privatbesitz der Autorin

Gesetzt aus der ITC Legacy Serif book

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck & Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00063-4

Vorwort

Der vorliegende Band ist eine inhaltlich unveränderte Neuauflage des Buches »Zwischen Boule und Bettenmachen«, das erstmals 2009 und noch unter meinem »Mädchenamen« Christiane Dreher erschienen ist. Das Buch entstand aus dem Blog »French Connection«, den ich damals für die Onlineseite der Zeitschrift *Brigitte* geschrieben hatte. Es war meine erste Buchveröffentlichung und ich wusste damals noch nicht, dass mir eine Karriere als Autorin bevorstand. Unter dem Namen Christine Cazon, einem »offenen« Pseudonym – denn Cazon ist der Name meines Mannes und auch mein französischer Ehename –, schreibe ich nun seit ein paar Jahren erfolgreich eine Kriminalromanserie um Kommissar Duval, die in Cannes spielt, meinem neuen Wohnort. Anfangs war ich schüchtern und da ich nicht wusste, was mit den Kriminalromanen an Popularität auf mich zukommen würde, wählte ich einen Autorennamen, vor allem um mein persönliches Leben anonym zu halten. In der Zwischenzeit habe ich mich an das Autorinnendasein als Christine Cazon sowie an den Erfolg und das In-der-Öffentlichkeit-stehen gewöhnt und es gibt nun keinen Grund mehr, mich zu doppeln.

Ich danke meinem Verlag, diesem ersten Buch eine zweite Chance zu geben.

Cannes, im April 2020,
Christine Cazon

Landung

Oh Gott, wo bin ich denn hier gelandet?! Eben sind wir schon an alten Autowracks und verrosteten landwirtschaftlichen Geräten vorbeigefahren, und auf dem Parkplatz hier sieht es aus wie auf einem Schrottplatz: alte Autos, ein vorsintflutlicher Traktor, jede Menge alte Autoreifen, die aus einem rostigen VW-Bus quellen, Paletten und Holzkisten, eine alte Dachrinne liegen herum. Und als ich meine Autotür aufmache, stoße ich an das Gerippe eines Kinderwagens, dann stolpere ich über ausgebleichtes Plastikspielzeug, natürlich ein Traktor, eine Puppe liegt verlassen auf dem niedrigen Scheunendach, und kaum bin ich ausgestiegen, drängt sich ein riesiger schwarzer Hund an mich. Irgendwo höre ich einen anderen Hund wild bellern. Es friert mich mitten in der Sonne, ich habe aber keine Zeit, lange zu zögern, denn schon eile ich einen Abhang hinunter und stolpere hinter Martin her, der mich wieder irgendwelchen Leuten vorstellen will. Ich bin auf meinem Biohof angekommen.

Auf einer Holzveranda unübersichtlich viele Leute, es begrüßt mich freundlich ein sehr dicker Mann mit offenem, löchrigem Hemd, der freie Blick auf seinen großen Bauch und die fast leere Mundhöhle, mit der er mich anlacht, machen mich ein wenig fassungslos und verlegen. Das ist also Paul, seine Frau Agnès hab ich schon »unten« im Dorf kennengelernt, das mir jetzt unfassbar weit weg erscheint. So viele Kilometer sind wir steil bergauf gefahren, haben Ser-

pentinen im 180°-Winkel genommen auf dem einspurigen Sträßchen, das so eng ist, dass zwei Autos nicht aneinander vorbeikommen und man bei Gegenverkehr rückwärts bis zur nächsten Ausweichstelle fährt, um auch dann das Gefühl von aneinanderschrammenden Außenspiegeln zu haben. Aber natürlich schrammen wir das andere Auto nicht, stattdessen bleiben wir mit offenem Fenster stehen, um *ça va?* zu fragen und *ça va!* zu antworten und zu sagen, dass es ganz schön heiß ist und dass es in Nizza noch viel heißer ist, und Gott sei Dank sind wir hier oben, und ob es wohl regnen wird? Ich spüre neugierige Blicke, aber es fragt dann doch niemand, wer ich denn nun bin, trotzdem ahne ich schon das »Und wer ist sie? Und was macht sie hier?«, und das frage ich mich jetzt auch schon: Was mache ich hier? Ein bisschen verloren sitze ich auf der wackeligen Außentreppe, die zu »meinem« Zimmer führt; ein mit einem Vorhang abgetrenntes Eckchen in einem Schlafsaal oder besser: Matratzenlager unter dem Dach, zu niedrig, um richtig darin zu stehen, ein Fenster mit einem wunderbaren Blick auf Berge und Himmel und einem mit Reißzwecken befestigten Küchenhandtuch als Vorhang. Eine Matratze, ein kleines Regal, eine alte Holztruhe, ein ebenso großer uralter Fernseher, und das ist es auch schon, »mein Reich« für die kommenden Wochen oder gar Monate? Auf den Hof in den Vogesen hab ich nicht gewollt, weil er mir zu alternativ war, mit all dem Sperrmüllmobiliar und den kruschigen Ecken, den ungewohnten Holzöfen und ohne fließend warmes Wasser und mit all den Katzen und den Hunden. Und jetzt bin ich hier, tausend Kilometer weiter im Süden von Frankreich, und es ist noch viel alternativer. Wo bin ich nur gelandet und was mache ich hier? Ein Jahr im Ausland wollte ich leben, eine Auszeit nehmen, ein Sabbatjahr, wie das jetzt gern mal heißt. Raus aus dem Job, den ich Knall auf Fall gekündigt habe, weil

ich den Stress nicht mehr ertragen habe und überhaupt schon jahrelang so unzufrieden war. Und weit weg von den Erinnerungen an eine Beziehung, die es nicht mehr gibt. Bei jedem Film über glückliches Landleben in Frankreich dachte ich sehnstüchtig: »Das ist es«, »Das will ich.« Und dann dachte ich: »Ich mache das jetzt einfach, wann, wenn nicht jetzt?« Durch Zufall bin ich auf diese Anzeige gestoßen, irgendwas mit Kühen und Käse, Garten, Sonne und Schatten, ein Biohof in den französischen Seealpen sucht freundliche Mithilfe. Na, DAS ist es doch! Keine Ahnung, wo und was die französischen Seealpen sind, aber irgend etwas in mir ist sicher, das ist es. Eine Telefonnummer. Ein Anrufbeantworter. Mühsam stammele ich meinen kleinen Text zusammen, den ich vorher vor dem Spiegel geübt habe. Ich dachte, ich könne ein wenig Französisch, jetzt ist's mir doch ein wenig mulmig. Aber eigentlich bin ich ganz froh, dass ich noch kein direktes Gegenüber hatte, doch jetzt bin ich zappelig, ob und wann mich jemand zurückruft?! Eine Stunde später habe ich einen französisch-schwäbisch sprechenden Mann am Telefon, wir erkennen uns als Deutsche, und schon ist alles ganz leicht. Überhaupt ist alles ganz leicht, abgesehen davon, dass er niemanden mehr braucht. Er duzt mich freundlich und gibt mir einfach mal ein paar andere Telefonnummern von anderen Höfen im gleichen Tal, da könne ich ja mal anrufen. Andere Höfe im gleichen Tal ... ich sehe Heidi-Höfe vor mir und grüne Wiesen, was heißt wohl »im gleichen Tal«? Ich habe die Telefonnummer eines anderen Hofes, eine große Familie lebt dort, ein »aufgestellter Haufen«, sagt er, was soll das nun wieder heißen? Sie haben auch Kühe und machen ebenfalls Käse. Und dann habe ich noch die Nummer eines Freundes, der einen großen Obst-, Kräuter- und Gemüsegarten hat, Marmeladen und Chutneys macht und die dann auf dem Markt verkauft. Wie romantisch!

Ich rufe bei beiden an, hinterlasse bei dem Gemüsegarten-Mann eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter und erreiche bei dem lockeren Familienhaufen eine nette junge Frau, mit der ich in einem Kauderwelsch aus Französisch und Englisch eine halbe Stunde ein richtig nettes Gespräch habe. Auch hier ist alles ganz einfach, als wäre es das Normalste der Welt, dass am helllichten Tag jemand aus Deutschland anruft und sagt: »Hallo, ich bin's, und ich würde gern eine Zeit lang mit euch leben und arbeiten, und übrigens, ich bin schon 42 und hab auch gar keine Ahnung von Landwirtschaft.« Und was sagt sie, die nette junge Frau? »Na klar, komm her, du bist mir sympathisch, und wenn du Lust hast, in der Landwirtschaft zu arbeiten, prima, das kann man alles lernen, *pas de problem*. Ich schick dir morgen eine E-Mail und ein Foto vom Hof, wann kannstest du denn da sein?« Uups, wann? Na klar, wenn die jemanden brauchen, dann im Sommer und es ist schon Ende Mai. Ich bin völlig aufgedreht, so schnell kann's gehen, wer hätte das gedacht? Ich muss meine Wohnung untervermieten und mit meinem Vermieter sprechen, ich muss den Herd reparieren lassen, meinen geklauten Führerschein nachmachen lassen, ich muss mich versichern, meine Steuererklärung machen, und wo sind die eigentlich, die Seealpen?

Kaum hab ich mich abends ein wenig beruhigt, ruft auch noch der Gemüsegartenmann an und säuselt mir charmant ins Ohr, dass er es sehr nett fände, wenn ich zu ihm käme, und er bräuchte wirklich Hilfe jetzt im Sommer ... Ich bin hin und her gerissen, lediglich sein Schlussssatz gibt mir zu denken: »Es gibt hier übrigens keinen Strom und kein fließendes Wasser und auch kein Badezimmer und keine Toilette, aber es gibt eine Quelle nah beim Haus.« Ach ja? Ich lache herzlich. Und bin leicht verstört. Wie soll das gehen ohne Toilette und ohne Badezimmer? Ich wasche mich wie

ein Cowboy tapfer am Brunnen und immer nur unter den Achseln? Ach du liebe Güte. Und gibt es eigentlich ein Badezimmer auf dem anderen Hof? Auf die Idee, so etwas zu fragen, bin ich gar nicht gekommen.

Ich schlafe kaum vor lauter Aufregung, habe mich in der Nacht trotz der ungeklärten Badezimmerfrage und der leichten Furcht vor den Kühen vorerst für den Familienbetrieb entschieden und harre jetzt der E-Mail, die haben ja wenigstens Elektrizität und so was wie Internet!

Gleichzeitig häufen sich plötzlich die Möglichkeiten. Ich finde noch einen anderen Hof in den Vogesen, wo ich auch leben und arbeiten könnte, allerdings die meiste Zeit alleine wäre. Schreckt mich das? Will ich mir zumindest ansehen. Also fahre ich drei Tage später mit dem Zug nach Freiburg und werde dort von einer sehr alternativen, gummistiefeligen Frau mit großem Hund abgeholt. Wir zockeln mit ihrem Kleinwagen voll Erde und Stroh und Hundehaaren in die Vogesen. Der Hund hat mich schon adoptiert und liegt halb auf mir drauf. Mich juckt es, ich niese und schlucke heimlich Antihistamin und frage mich zum ersten Mal, ob ich eigentlich verrückt geworden bin, als Allergikerin auf einen Bauernhof zu gehen.

Wir verstehen uns eigentlich gut, die alternative Frau und ich, aber irgendwie fühl ich mich überfordert von der Idee allein hierzubleiben, auf dem riesigen Anwesen, weit weg von allem und allen, ohne Auto. So viel Einsamkeit. Überfordert auch von dem Leben, von den Hühnern, auf die man aufpassen muss, dass weder Fuchs noch Greifvögel sie töten, und von den Ratten in den Lebendfallen, die hingegen ertränkt werden müssen. Von den zu mähenden Wiesen und den beiden großen Gärten, von den alten Holzöfen, die ihre Tücken haben, und es ist ganz schön kühl Anfang Juni in den Vogesen und ich friere. Es gibt zwar fließendes Wasser, aber kein warmes, und am nächsten Morgen

gibt's gleich mal ein Problem mit dem Wasserdruck, also laufen wir über die taunasse Wiese zur Quelle, werfen uns auf den Bauch, kriechen in ein Loch, und die Gummistiefelfrau erklärt mir, was ich tun muss, wenn das noch mal vorkommt ... Du liebe Güte, und ich dachte, ich müsste vielleicht nur ein paar Bohnen anbinden und Erdbeerplanten von Unkraut befreien.

So. Und das war mir alles zu alternativ und deswegen bin ich heute hier gelandet. Ich bin ein bisschen aus der Fassung und unglücklich, denke mir aber, tapfer ein paar Tage zu bleiben, wo soll ich denn auch sonst hin? Meine Wohnung habe ich für ein Jahr untervermietet, ich habe kein Zuhause im Moment. Also packe ich meinen Rucksack aus und versuche mein Eckchen wohnlich zu gestalten. Es ist die *heure de la sieste*, wie man mir erklärt hat, aber ich bin viel zu unruhig für ein Mittagsschlafchen. Draußen ist es völlig ruhig, die Sonne scheint, ein leichter Wind weht, Vögel zwitschern, Grillen zirpen, ich kucke auf die Berge und versuche anzukommen. So vielen Leuten hab ich die Hand geschüttelt, ohne zu verstehen, ob das Freunde, Familie oder Nachbarn sind. Und wer ist jetzt der Mann von Fleur? Oder lebt sie allein mit ihrer Tochter in diesem winzigen Häuschen mit der schiefen Tür, bei der man sich bücken muss, um nicht an den Türrahmen zu stoßen? Und was ist das überhaupt für ein Name, Fleur? Das Haus von Paul und Agnès besteht im Prinzip auch nur aus einer Küche und dem darüberliegenden Schlafräum. Die Küche. So etwas kenne ich bislang nur aus dem Freilichtmuseum. Ein kleiner niedriger Raum, schwarz vom Fuß, eine offene Feuerstelle in der einen, ein gusseiserner Holzofen in der anderen Ecke, riesige Steinplatten bilden den Fußboden, ein schwerer alter Holztisch und zwei einfache Bänke stehen in der Mitte, an den Deckenbalken hängen an Zimmer-

mannsnägeln riesige Körbe, und weiter hinten sehe ich wirklich Schinken und Würste hängen. Eine ausgetretene Steintreppe führt nach oben in das kleine schiefe Zimmer von Paul und Agnès. Ein Bett, ein Schreibtisch, ein Schrank, ein Regal voller Bücher, ein winziger Fernseher. Das ist alles? Mehr privaten Raum gibt es anscheinend nicht für die beiden.

Zu meiner grenzenlosen Erleichterung gibt es aber eine Toilette und auch ein Badezimmer, untergebracht in einem winzigen Anbau an das alte Haus, aber ich weiß nicht, wie viele Menschen es sich teilen. Ich sehe diverse Zahnbürsten und Waschlappen herumliegen, viel Platz ist hier eigentlich nicht, und ich komme mir komisch vor mit all meinen Cremes und Döschen und mit all den Dingen, die ich eigentlich so brauche, und wage schon mal nicht, mich damit auszubreiten. Wo auch? Aber immerhin ein Bad! Und eine Waschmaschine gibt es auch!

Vom Hof hab ich noch nicht allzu viel gesehen. Drei Kälbchen in einem dunklen und niedrigen Stall unter dem Haus, die mir Fiona, eines der kleinen Mädchen des Hofes, stolz gezeigt hat. Aber es sind schon Leute da gewesen, die Käse kaufen wollten, also muss es irgendwo noch die Käserei, die *fromagerie*, geben und natürlich auch Kühe. Und Schweine. Kaninchen hab ich in einem wackeligen Stall gesehen, Enten und Hühner laufen gackernd spazieren, ein Hahn kräht hin und wieder. Zwei große schwarze Hunde beherrschen den Hof, und viele Katzen huschen über die Terrasse.

Fleur sucht mich, sie hat ihre kleine Tochter Mel an der einen und einen der riesigen Körbe in der anderen Hand. Ob ich wohl Lust hätte, mit ihnen Kirschen zu pflücken? Na, was für eine Frage. Gemütlich spazieren wir zu einem knorriegen Kirschbaum, der vollhängt mit dicken schwarzen Kirschen. Und ich esse – seit wie vielen Jahren wieder? – süße

Kirschen direkt vom Baum in den Mund. Fleur klettert wie ein Eichhörnchen im Baum herum und mir kommt das alles so unwirklich vor. Ganz sachte tauchen Erinnerungen aus meiner Kindheit auf. Irgendwann traue ich mich auch auf den Baum zu klettern und sitze noch ein bisschen unsicher, aber stolz auf einem Ast, pflücke Kirschen und versuche sie in den angebundenen Korb zu werfen, stopfe mir dabei immer auch Kirschen in den Mund und spucke die Kerne auf die Wiese. Der Himmel ist blau, Mels Mündchen ist kirschrot verschmiert, und ich bin hier. So schlecht ist es vielleicht doch nicht.

Ich glaube, das tut mir gut hier. Gerade habe ich mit Fleur und Camille über das Leben hier gesprochen. »Sei einfach du selbst«, sagte mir Camille. Hier ist nichts fest vorgegeben, jeder hat seinen eigenen Rhythmus und alles ist o.k. Wir saßen alle zusammengedrängt in der kleinen Küche des dritten Häuschens, tranken belgisches Bier aus kleinen Flaschen und redeten, wobei ich überwiegend stammelte und nach Worten suchte. Dennoch verstand ich, was sie mir sagten: »Sei locker, entspann dich, alles ist gut wie es ist.« Auch hier sehe ich nur eine Küche und einen kleinen Wohnraum mit einem Alkoven, eine kleine Kammer als Kinderzimmerchen gibt es noch. Alles ist so beengt, improvisiert, fast primitiv. Aber sie Stimmung ist heiter. Alle sind unkompliziert, reden, lachen: »Noch ein Bier, Christjann?« Und niemand schämt sich für die Enge, die unbequeme, wackelige Bank und den dreibeinigen Sessel mit dem aufgeplatzten grünen Futter und dass die kleine Tochter quietschvergnügt ein Bad in einem Waschzuber mitten in der Küche nimmt, wie auf den vergilbten Fotos im Fotoalbum meiner Großeltern ... Ich denke an meine Altbauwohnung in Köln, die ich ganz alleine bewohne und die mir eigentlich nicht groß genug ist, ich denke an mein schickes

weißes Bad und an all meine sorgfältig ausgesuchten Einrichtungsgegenstände.

Später sitze ich wieder auf der Treppe zu meinem Dachzimmerchen und versuche all meine Eindrücke zu verdauen. Es ist so ruhig. Grillen zirpen, sonst höre ich nichts. Ruhe. Schwarze Nacht und Sterne. Ich bin überwältigt von diesem Sternenhimmel. Ich sitze und schaue. Ich bin noch nicht wirklich angekommen und doch schon so weit weg von allem, was mich noch vor Kurzem so geplagt hat. Hier ist so eine andere Welt.

Irgendwann wird es doch empfindlich kühl, wir sind immerhin auf einer Höhe von 1300 m, ich bin froh um meinen Fleecepulli und um meine Taschenlampe, die ich einer Eingebung folgend noch eingepackt habe. Denn abgesehen von den Sternen ist es um mich herum stockfinster, und ich muss ja nachts mindestens einmal raus. Es ist ein bisschen wie Zelten, finde ich ...

Kräht der Hahn auf dem Mist ...

»Komm doch erst mal an«, sagt mir Fleur, weil ich trotz der gestrigen Botschaft, »mich zu entspannen«, unruhig nach Arbeit frage. »Wenn du Lust hast, kannst du ja noch mal Kirschen ernten, vielleicht machen wir dann einen *Clafoutis*, und später zeig ich dir den Garten. Hast du denn schon gefrühstückt?« Ja, habe ich. Ich bin schon ganz lange wach, auch ohne Wecker. Ich habe erstaunlich gut geschlafen und dachte, alle seien schon seit fünf Uhr früh am Arbeiten. Und ich hatte schon ein schlechtes Gewissen, weil ich erst jetzt auftauche, aber niemand hat mich bislang gesucht. Also ziehe ich mit meinem Korb und einer alten Holzleiter los zum Kirschbaum. Die Sonne scheint. Um mich herum nur Himmel und Berge. Ich sehe Schmetterlinge, die ich nur vom Memory-Spiel kenne, Bienen summen, Grillen zirpen. Ich klettere auf den Kirschbaum, atme tief ein und aus und bin merkwürdig berührt. Ich habe einen Kloß im Hals. Ich werd' doch hier nicht auf einem Kirschbaum sitzen und heulen?!

Zum Mittagessen finden sich zwölf Personen an dem großen Holztisch auf der Veranda ein. Es dauert einen Moment, bis alle da sind und bis wir anfangen können, denn wir essen alle zusammen, und keinesfalls essen wir ohne die Männer, die noch auf dem Feld sind oder im Stall oder was weiß ich wo. Also warten wir. Ich sitze auf dem Verandagleänder, lasse die Beine baumeln und streichele Bijou, einen

der großen schwarzen Hunde, der so unglaublich schmugig ist, dass ich meine Angst vor ihm schon nach Stunden verlor. Und dann essen wir. Und ich komme mir vor wie in einem der französischen Filme, die ich so gerne sehe. Es ist laut, und alle reden gleichzeitig, riesige Teller und Schüsseln werden weitergereicht. Es gibt Salat und dicke Scheiben rohen Schinken und selbst gemachte Paté, und ich bin jetzt schon satt, aber das war nur der Anfang. Dann wird eine riesige dampfende Tonschüssel auf den Tisch gestellt: *pieds paquets*. Ich habe keine Ahnung, was ich esse. »*Ça va Christjann*, schmeckt es dir?« Oh ja, es schmeckt mir gut, ein bisschen fremd, aber gut, alle lachen und freuen sich. Ich freue mich auch, verstehe nicht, was sie mir erzählen, und plötzlich sehe ich befremdet, ja was sehe ich? Zähne? Fußknochen? Auf dem Teller meines Tischnachbarn. Was habe ich da gerade voll Genuss gegessen? Später verstehe ich, was *pieds paquets* meint: Die *paquets*, kleine »Pakete«, sind *les tripes*, gefüllter Schafsmagen, Kutteln auf Deutsch, und die *pieds*, na, das sind eben Schafsfüße. Beides wird zusammen in einer Art Tomatensoße gekocht und gegessen und ist im Übrigen eine Spezialität aus Marseille. Ich bin dann doch ganz froh, dass es noch Käse und den *Clafoutis* gibt, den ich mit Fleur gebacken habe. Die dreifache Rezeptmenge mit zwölf Eiern füllte eine gigantische Auflaufform, aber bei zwölf Personen bleibt kein Krümelchen davon übrig. Und dann ist es *l'heure de la sieste*, und heute bin ich auch tatsächlich müde und schwer in Kopf und Bauch. Ich lege mich dankbar in mein Bett und sinke in einen kleinen Mittagsschlaf.

Nachmittags gehen wir in den Garten, mit zwei kleinen Mädchen an den Händen hapsen wir und rennen und machen abwechselnd mit ihnen »Engelchen flieg«, was hier schlicht *un, deux, trois, uiui* heißt, aber genauso funktioniert,

und dann liegt er vor mir, der Garten. Vom Hang blicke ich hinunter auf eine Oase.

Grün, blumenbunt und riesig liegt ein richtiger Bauerngarten vor mir, ohne Zaun, einfach so auf dem Acker, umgeben von brachliegendem Land, Wiesen und Obstbäumen. Ich sehe Sonnenblumen und zartes Rosa-, Weiß-, Pink- und Lilafarbiges und überall Flecken von kräftigem Orange. Cosmos und Arnika, lerne ich, dann Kohl, Karotten, Salat, Bohnen, Tomaten, Zwiebeln, Lauch, Kräuter ... alles, was man sich in einem Gemüsegarten vorstellen kann, ist da. Und auch Pflanzen, die ich nicht kenne, wie etwa *les fèves*, Saubohnen, steht in meinem Wörterbuch, also Schweinefutter? »Nein nein, Christjann, kuck, das kann man essen ...« Ich bin nicht ganz überzeugt und halte mich lieber an eine Karotte, die ich aus der Erde ziehe, mit den Händen säubere und schließlich doch an meiner Hose abreibe – ist doch nur Erde, Christjann, sag ich mir selbst – und knackend und krachend kaue. Schmeckt, wie Karotten früher mal geschmeckt haben, finde ich. Und mir fällt ein, dass meine Eltern, als ich klein war, bei einer alten Dame den Garten bestellt haben. Ich sehe das alles plötzlich ganz deutlich vor mir. Das kleine Siedlungshäuschen mit dem großen Garten, und da gab es auch den Kirschbaum, der gestern schon in meinem Kopf herumschwirrte, und ich hatte ein eigenes kleines Beet mit Karotten und Radieschen. Ich bin erstaunt, an was ich mich so alles erinnere.

Wir jäten Unkraut, und Agnès zeigt mir, wie ich die überflüssigen Triebe der Kürbisplanten abzwicke, sodass an jeder »Abzweigung« nur eine Blüte und ein Blatt wachsen. Ich bin ganz vertieft und in Gedanken anderswo, als ich Ninon und Agnès rufen höre: »Christjann, viens, vite ...« Plötzlich sind die Wolken gar nicht mehr watteweiß, und

der Himmel ist auch nicht mehr blau. Es ist grau, dunkel, die Wolken hängen tief, Wind kommt auf, und dann ist es ganz schnell da, das Gewitter, und wir rennen nach Hause. Das Gewitter ist heftig, es kracht und blitzt, unglaubliche Wassermassen stürzen vom Himmel, ein paar Minuten lang hagelt es auch, haselnussgroße Körner knallen auf das Blechdach, ein unglaublicher Lärm, das Licht flackert, und dann wird es plötzlich ganz dunkel, denn der Strom ist ausgefallen. Das ist hier bei jedem Gewitter so, erfahre ich. Beeindruckt ob dieser Gewalt trinke ich schweigend meinen Tee, und wir zählen die Sekunden zwischen Donner und Blitzen und kucken ehrfürchtig zu, wie die Blitze am helllichten Tag den schwarzen Himmel erleuchten.

Später sehe ich, was das Gewitter hinterlassen hat. Überall auf dem Hof steht das Wasser, Rinnenale, Bäche, Pfützen, weggeschwemmte Steine, der Weg am Hang ist eine einzige schlammige Rutschbahn, alles ist matschig und braun, und die nasse Erde quietscht und quatscht und bleibt satt und schwer an meinen Schuhen hängen, während ich zurück zu meinem Dachkämmerchen stapfe.

In den Garten gehen wir heute nicht mehr, aber es wird schon wieder Essen zubereitet. Dass man ganz selbstverständlich zweimal am Tag kocht, ist mir fremd, und dass man zweimal am Tag so viel essen kann, auch. Es gibt Melone und Salat und eine Art Fischsuppe mit Crevetten und Muscheln und dazu Brot, Käse und Wein, schon wieder für mehr als zehn Personen, denn auch wenn Fleur und Camille mit ihren kleinen Familien abends bei sich essen, heute Abend kommen noch ein paar Freunde von Paul und Agnès. Und der Nachbar, der heute Nachmittag vorbeikam, um ein Glas zu trinken, und vom Gewitter überrascht wurde, bleibt natürlich auch zum Essen. Aber vorher gibt es noch den Apéro. »Was willst du trinken, Christjann?«

Keine Ahnung, ich bin überfordert von der Auswahl an Flaschen und schon hat Agnès riesige Platten mit Häppchen auf den Tisch gestellt. Und Oliven und Schinkenscheiben. Also Christjann, Whisky? *Pastis*? Rosé? Die Männer trinken alle *Pastis*, also probiere ich das. Es hat mir in Deutschland nie geschmeckt, wenn irgendwer eine Flasche *Ricard* oder 51 aus einem Frankreichurlaub mitbrachte und ganz schick und ganz frankophil in Originalgläsern servierte, aber jetzt bin ich ja hier, im Süden Frankreichs, im Midi, und ich erwarte ein erhellendes Geschmackserlebnis. Aber nein, ich finde das gelblich milchige Anisgebräu auch hier nicht lecker, aber es ist gar nicht schlimm, denn ich lerne, dass *Pastis* eher ein Männergetränk ist. Frauen trinken eiskühlten Rosé oder süßen Orangenwein oder Martini oder manchmal auch einen Weißwein. Aber irgend etwas wird auf jeden Fall genippt, während man schwarze Oliven oder kleine Häppchen mit Oliven- oder Sardellenpaste knabbert: *Tapenade* und *Anchoiade*. Der *Apéro* ist also weniger ein Aperitif als vielmehr eine Art ungezwungenes Essen vor dem Essen, und eigentlich bin ich schon jetzt satt.

Und alle reden. Vor allem über das Wetter: Junge, war das ein Gewitter heute Mittag. Auf der Straße zum Dorf ist ein Stück Hang weggebrochen und auf die Straße gerutscht, man kann kaum vorbeifahren und muss den Straßen- dienst anrufen. Und irgendwo hat der Blitz eingeschlagen. Und dann erzählt jemand die Geschichte von dem Unwetter vor zwei Jahren, wo der Blitz eine Kuh erschlagen hat. Und vor fünf Jahren, wo es tagelang regnete, sodass das ganze Flusstal einer reißenden dunkelgrauen Schlamm- lawine glich und alles mit sich riss, unter anderem eine Brücke weiter unten im Tal.

Das Wetter bleibt beherrschendes Thema heute Abend, wir haben schon den Wetterdienst auf zwei verschiedenen Fernsehkanälen gekuckt, fehlt noch der Regionalsender,

aber klar ist schon, dass für die nächsten Tage hier weitere Gewitter angesagt sind. Ich versuche dem Gespräch zu folgen, ganz Frankreich leidet unter Trockenheit, es gibt Bauern, die mit Waffengewalt gezwungen werden, die Bewässerung ihrer Felder einzustellen, und hier zerstören Hagel und sintflutartige Wassermassen die Ernte. Ich höre das alles, und doch bleibt es für mich weit weg, denn es ist schon wieder hell und freundlich, und es ist immerhin so warm, dass wir auf der Veranda essen können. Bei einbrechender Dunkelheit sind wir plötzlich von Myriaden von Nachtfaltern umschwärmt, die wie betrunken um das Licht torkeln und halb verbrannt auf den Tisch und in die Suppe fallen. Ohne mit der Wimper zu zucken, ziehe ich die unglücklichen Geschöpfe aus meinem Teller, werfe sie hinter mich in die Nacht und esse weiter. Bin ich das? Ich staune über mich selbst.

Libérez les betteraves! Rüben und kein Ende

Der Hagel hat die schönen Blätter der Kürbisse zerschlagen, gleichzeitig will es mir scheinen, als seien die Triebe gewachsen. »Ja«, sagt Agnès, »genauso ist es, die Pflanzen haben einen Instinkt, und bei Gewitter wachsen sie schubartig, als wollten sie der Zerstörung durch Hagel etwas entgegensetzen.« Ob ich eigentlich schon etwas von Rudolf Steiner zur biodynamischen Landwirtschaft gelesen hätte? Ich verneine verschämt. Rudolf Steiner? Hier? Ich bin platt.

Wir bleiben nicht im Garten, wir gehen weiter aufs Feld, das heißt, wir fahren. Mit einem der alten Autos, dem ich nicht mehr viel zugetraut habe, und tatsächlich ist es etwas gewöhnungsbedürftig: Die Tür klemmt derartig, dass ich, als ich mit aller Kraft dran reiße und sie endlich aufgeht, vor Schreck hinfalle. Innen riecht es nach allem Möglichen, Kuhstall, Heu, Erde, Feuchtigkeit, und es sieht auch so aus. Ich wische den mit Heu und Erde verschmutzten Beifahrersitz halbwegs sauber und setze mich vorsichtig hin. Agnès röhrt ein wenig in den Gängen, eigentlich geht nur noch der erste, aber den muss man auch erst mal finden. Dann röhren wir im ersten Gang und offenbar mit einem defekten Auspuff durch die stille Landschaft, rumpe�eln über matschige Feldwege, durchschlittern gigantische Pfützen, dass es meterhoch spritzt, und sind da. Wie zwei lange Bänder ober- und unterhalb einer Wiese liegen die

Äcker leicht gewellt vor uns. Mais, Kartoffeln, Kohl, Rüben. Beim Aussteigen ziehe ich an der Verriegelung und werfe mich gleichzeitig mit aller Gewalt von innen gegen die Tür. Klappt.

Wir schalten den Strom vom Elektrozaun aus und klettern drüber. Agnès zeigt mit ausgestrecktem Arm auf das endlos wuchernde Grün vor uns und sagt mir: »Wie du siehst, ist es höchste Eisenbahn.« Ich sehe eigentlich gar nichts außer unendlichen Reihen unregelmäßig wachsender Pflanzen und verstehe nichts. Agnès sieht meinen verständnislosen Blick und wir gehen auf eine der wild wuchernden Pflanzenreihen zu: »Schau, Christjann, hier haben wir Rüben gesät, aber das Unkraut wächst viel schneller als die Rübenpflanzen und nimmt ihnen alles weg: Licht, Luft, Wasser.« Agnès hackt ein bisschen die Erde auf und reißt ruckzuck jede Menge Grünzeug raus. Zum Vorschein kommt ein kleines, vielleicht fünf Zentimeter großes Rübenpflänzchen. Ich fange an zu verstehen. Und sehe das Grün vor mir mit anderen Augen: Wir werden die nächste Zeit die kleinen Rübenpflänzchen von Unkraut befreien. Gleichzeitig lockern wir dabei die knochenharte Erde auf. Ich bekomme eine Hacke und Handschuhe und versuche mir abzuschauen, wie Agnès arbeitet. Die Schwierigkeit besteht darin, das Unkraut komplett mit der Wurzel rauszureißen und beim Aufhacken der Erde nicht das Rübenpflänzchen zu massakrieren. Es ist mühsam, aber es tut mir auch gut, mich körperlich anzustrengen. Aber wie langsam komme ich voran, Agnès hat mich schon um Längen überholt und arbeitet viel gleichmäßiger. Na ja, sage ich mir, sie macht das auch schon seit dreißig Jahren. Ich hacke und reiße, und ab und zu pflanze ich ein aus Versehen rausgerissen Rübchen wieder ein. Es wird heiß, ich ziehe mein Hemd an und setze meinen Hut auf, denn die Sonne knallt unbarm-

herzig auf den schattenlosen Acker und auf meine blasser Haut. Gegen elf verlässt mich Agnès, weil sie das Mittagessen vorbereiten muss, sie lässt mir Wasser da, ermahnt mich viel zu trinken und sagt: »Wir rufen dich dann zum Essen.« Ich kann mir nicht recht vorstellen, wie man mich auf die Entfernung rufen will, sage aber nichts. Allein auf dem Acker ist es plötzlich ziemlich einsam. Ein paar Schmetterlinge gaukeln vorbei. Eine fette Hornisse röhrt wie ein kleiner Hubschrauber, als sie in schnurgerader Linie knapp an meinem Ohr vorbeifliegt. Sonst kein Geräusch. Weit und breit kein Mensch. Ich setze mich zwischen die Rüben und schaue in den Himmel und auf die Berge ringsum. Was für eine grandiose Landschaft. Und diese Stille. Ich schlucke. Warum bin ich hier nur so schnell so gerührt?

Dann höre ich ein Tröten von Ferne, der Wind weht leicht und ich weiß nicht, ob ich mich getäuscht habe. Dann noch ein Tröten, und leise, aber deutlich höre ich ein lang gezogenes tiefes *Chriiiii-stjannnnnn, à taaaable* ... Sie haben mich tatsächlich gerufen! Ich schultere meine Hacke und komme mir vor wie ein Landarbeiter Anfang des letzten Jahrhunderts, während ich zum Essen stiefele.

Nach der *sieste* nehme ich meine Hacke und laufe zurück aufs Feld. Und alle sind schon da. Agnès und Fleur und Camille, die beiden kleinen Mädchen und die zwei Nachbarsjungen, die anscheinend sowieso viel mehr bei uns sind als bei sich. Zu viert geht das Hacken und Reißen schneller, wobei ich mit meiner Reihe nicht richtig vorankomme, weil mich die Frauen nach meinem Leben ausfragen und ich, während ich hoch konzentriert nach Wortensuche und gestenreich erzähle, aufhöre zu hauen. Aber auch wenn sie mir etwas erzählen, höre ich unwillkürlich auf zu hauen und zu reißen, weil die Hälfte der Worte unverstanden an mir vorbeigleitet, wenn ich nicht durch Hin-

kucken und Aufnehmen von Gestik und Mimik versuche, das Erzählte zu verstehen. Es ist anstrengend. Ich dachte, ich könnte etwas Französisch. Und ich dachte auch, meine verschütteten Schulkenntnisse würden sich spielerisch zurückmelden. Irgendwie ist das nicht so. Schon beim Essen, wenn alle gleichzeitig sprechen, habe ich Probleme, dem Erzählten zu folgen. Ich verstehe, ob es ums Wetter, um Politik oder ums Essen geht, aber für die Details brauche ich immer jemanden, der es mir noch mal langsam in einfachen Worten sagt. Und so schalte ich oft einfach ab. Ich bin schon genug mit der anderen Art zu essen gefordert. Alle essen so langsam, es gibt so viele Gänge, fremde Gerüche und fremden Geschmack und immer so viel Fleisch. Mittags hatte ich verzweifelt an meinem Stück sehnigen und halb rohen Rindfleisch herumgekaut. Ich wusste nicht, wie ich das essen sollte, und suchte mit Blicken den Hund, dem ich das heimlich zustecken könnte, um dann plötzlich meinen Namen zu hören. *Pardon?* »Was hältst du von Europa, *Christjann*?« Ach du liebe Güte. Frankreich hat gerade in der Europafrage abgestimmt. Überall hängen noch kämpferische Plakate »Nein zu Maastricht«. Habe ich eine Meinung dazu? Ich stottere. Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, wofür oder wogegen dieses Referendum war. Dann erläutern sie mir ihre Ansicht, es geht um Normen und Gentechnik und irgendwie fällt der Name *José Bové*. Kenne ich nicht. Wer ist das? Sie schauen mich fassungslos an. »*Christjann*, wo lebst du? JOSÉ BOVÉ!« Ich komme mir unpolitisch und unwissend vor.

Am Abend haben wir siebeneinhalb Reihen geschafft. Sauber liegen die Reihen mit den kleinen befreiten Rübenpflänzchen neben dem vom Unkraut überwucherten Rest. Leider ist der Rest zum Verzweifeln viel. Ich fange an zu zählen. Fünfzig Reihen Rüben. Wenn wir jeden Tag zu viert

arbeiten und etwa fünf Reihen schaffen, dann sind wir in zehn Tagen fertig. Und wenn wir jeden Tag sieben Reihen schaffen, dann sind wir in etwa sieben Tagen fertig. Mir tut der Rücken weh und die Beine vom Bücken, und trotz Handschuhen habe ich raue Hände und Druckstellen von der ungewohnten Arbeit mit der Hacke. Aber ich bin auch unglaublich stolz und genieße meinen Muskelkater: Ich habe richtig gearbeitet.

Am nächsten Morgen ziehe ich wieder aufs Feld, aber heute bleibe ich allein. Agnès arbeitet im Garten. Fleur ist in der *fromagerie* und macht Käse, Camille hütet die Kinder und erwartet im Übrigen noch ihre Nichten und Neffen, die ein paar Tage Ferien auf dem Land machen. Mein Rechenexempel bezüglich der Rüben ist demnach hinfällig. Ich hacke und reiße also in aller Stille und hänge dabei meinen Gedanken nach.

»*Bonjour, Christjann, ça va?!*« Ich hebe den Kopf, am Feldrand steht Roland, ein Nachbar, und strahlt mich an. »*Ça va, ça va! Et toi?*« »Wenn ich dich sehe, geht es mir gut, Christjann!« Ach du je. Ich glaube, da hab ich was von vornherein falsch angefangen. Aber keinesfalls bin ich auf die Idee gekommen, dass ein Mann, älter als mein Vater, sich von meinem freundlichen Lächeln ermutigt fühlen könnte zu etwas mehr ... aber oh, là, là, wir sind in Südfrankreich. Gebe ich ihm jetzt Küßchen oder nicht? Das macht mich ja auch ganz unruhig, ständig diese Küschengebberei. Und ich glaube, ich hab das wirklich falsch gemacht. Fremden Männern, also Männern, die nicht zur Familie oder zum Freundeskreis gehören, gibt man keine Küßchen. Aber das wusste ich nicht. Mir sind die Küßchen insgesamt so fremd, dass ich sie wahllos verteilt habe. Roland muss sich von meinen Schmatzern, die ich ihm jedes Mal lachend aufdrückte, ganz klar aufgefordert gefühlt haben. Und er

ist ja noch in *pleine forme*, wie er mir gestern Abend versichert hat. Steht auch gern mal mit freiem und zugegebenenmaßen durchaus ansehnlichem, braun gebranntem Oberkörper in seinem Garten. Ich bin aber auch zu naiv. Wie komme ich da nur wieder raus? Erst mal bleibe ich mitten auf meinem Acker stehen, vermeide jede Annäherung und auch die *bises* und führe die Konversation aus sicherer Entfernung. Er überschüttet mich mit Komplimenten, so fleißig und so stark und dabei so hübsch und strahlend wie die Sonne, nein, wie ist dieses deutsche Mädchen beeindruckend. Gefällt es dir hier? Wie gut du Französisch sprichst. Fantastisch. Hast du denn schon ein bisschen was von der Gegend gesehen? Nein? Aber das musst du. Ich könnte dir ein bisschen was zeigen, wenn du willst. Du kannst auch einfach so gern mal kommen, zum *Apéro*, du weißt ja, wo ich wohne. Das Haus mit den grünen Fensterläden, ich kann dich immer sehen, wenn du auf deiner Treppe sitzt ... Gott im Himmel, wie beruhigend. Vermutlich glaubt er, ich setze mich seinetwegen auf die Stufen. Das werde ich ein bisschen einschränken müssen. Oh Gott, eine Affäre, *une aventure*, ist das Letzte, was ich hier anfangen wollte, ich leide noch immer an meiner letzten, unglücklich endenden Beziehung, und ich bin nicht hier, weil ich dringend einen Mann brauche. Vor allem keinen, der älter ist als mein Vater.

Irgendwann geht er, weil ich sage, ich muss jetzt aber doch weiterarbeiten, sonst wird das nie was mit den Rüben. Tatsächlich habe ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich, statt zu arbeiten, rumstehe und schwätze. Deutsche Disziplin.

Zwei Sterne leuchten in der Nacht

Seit gestern lebe ich übrigens mit einer Katzenfamilie unter einem Dach.

Als ich mich gestern nach dem Essen zur *sieste* in mein Kämmerchen zurückzog, stolperte ich über eine der Katzen, die vermutlich durch das kaputte Fenster in der Tür reingekommen ist. Oder auch über das offene Dachfenster über meinem Bett. Mist! Ich mag keine Katzen, denn gegen sie bin ich wirklich stark allergisch, und bislang konnte ich den Kontakt mit ihnen weitgehend vermeiden. Gott sei Dank leben die Katzen hier weitgehend draußen, haben ihr Landkatzenleben mit Mäusen und kleinen Echsen und kommen nur gelegentlich ins Haus, um als Nahrungsergänzung eine Schale mit Katzenfutter zu verspeisen. Eine Katze in meinem Schlafräum, die sich vielleicht heimlich, still und leise in mein Bett schleicht, während ich schlafe, ist das Allerletzte, was ich will. Ich versuche sie zu verscheuchen, aber sie verschwindet flugs hinter einem Regal in einer Ecke und faucht mich ungewohnt aggressiv an. Ich weiß nicht, wie ich sie da rauskriegen soll, und rüttle ein wenig am Regal, ziehe die Bücher raus und werfe letztlich sogar ein Buch hinters Regal, aber sie ist schon in einer Dachnische verschwunden und faucht nur. Nervös ziehe ich mich zur *sieste* zurück und hoffe, dass sie zwischenzeitlich wieder verschwindet. Aber nein, nach einer Stunde faucht es immer noch hinter dem Regal, wenn ich mich nähere. Aufgereggt erzähle ich es Agnès und sage, dass ich kei-

nesfalls mit einer Katze in meinem Zimmer schlafen kann. Agnès sagt: »Ah ja, welche ist es denn? Ach, die schwarze? Na ja, die hat da vermutlich Junge gemacht.«

Oh nein! Bitte nicht! Eine ganze Katzenfamilie in meinem Zimmer, ich werde fast hysterisch. Was, wenn die Katzenmama ihre Babys in mein Bett schleppt? Agnès sagt: »O.k., ich sage Paul, dass er sich drum kümmert. Aber krieg dich wieder ein, sie frisst dich schon nicht.« Ich komme mir unverstanden vor. »Ich ersticke, wenn ich mit Katzen in einem Raum bin! Ich bin allergisch, verstehst du?«

Beim Abendessen sagt Agnès zu Paul, dass die schwarze Katze Junge gemacht habe, und zwar in meinem Zimmer, und dass sie da nicht bleiben könnten, weil ich allergisch sei. »Ah, oui«, sagt Paul, »wo ist sie denn? Hinter dem Regal? Hmm, schwierig, dann ist sie vermutlich im Dach. Na ja, kümmere ich mich morgen drum. Hat schon jemand den Wetterbericht gesehen?«

Beunruhigt gehe ich in mein Zimmer. Es faucht hinter dem Regal. Ich versuche die Katze noch ein bisschen zu provozieren, sodass sie kapiert, dass ich keinesfalls eine Freundin bin und sie gefälligst hinter dem Regal bleibt mit ihren Babys. Gleichzeitig hab ich Angst, dass sie mir ins Gesicht springt, wenn ich sie zu sehr ärgere. Ich habe keine Ahnung von Katzen. Ich lasse auch die Tür auf, damit sie bei Bedarf verschwinden kann und nicht den Umweg über mein Bett und das Dachfenster machen muss, das ich aber vorsichtshalber auch geöffnet lasse, schon damit ich Luft kriege. Ich gehe ins Bett, lege das Antihistaminikum in Griffweite bereit und versuche mich mit Lesen abzulenken. Ich lese die halbe Nacht, ohne jegliche Atemprobleme, ohne Jucken und Niesen, ohne Triefaugen und ohne Quaddeln. Mutig beschließe ich, das Licht auszumachen und ohne Medikamente zu schlafen. Ich lausche in die Dunkelheit. Höre ich Katzenpfoten schleichen?